

kaum die Entscheidung dar) nicht gelten. Selbst wenn Zeitgenossen Sacharjas mit der Fertigstellung des Tempels den Einbruch der Heils- und Segenszeit erwarteten, finden sie bei Sacharja keine Unterstützung. Dieser unterscheidet vielmehr nahe und ferne Zukunft (Sach 1,16f; 3,6f.8–10), ruft zur Umkehr in der Gegenwart auf und verbindet die Heilszeit letzten Endes mit dem Kommen des Sprosses.

Michael H. Floyd (S. 268–296) widerspricht einer weit verbreiteten Voraussetzung bei der Interpretation von Zukunftsaussagen: Unerfüllte Prophetie ist eben nicht die Ausgangsbasis für utopische bzw. eschatologische Texte. So muss beispielsweise Sacharja 1–6 als Einheit gelesen werden und will zu einer Veränderung von Denken und Handeln herausfordern. Außerdem bauen diese Kapitel darauf auf, dass sich Prophetie bereits erfüllt hat (S. 274f). Seine Argumentation legt die Schwächen dieser Voraussetzung dar, auch wenn seine Alternative mit Blick auf Sacharja unübersehbare Mängel hat: Sacharja 9–14 beschreibt eben nicht in erster Linie die Erfüllung von allen Verheißungen in Sacharja 1–8; der Bruch mit Sacharja 11 und der Ruf zur Umkehr werden bei der Gedankenentwicklung nicht ausreichend berücksichtigt; der Spross ist wohl kaum einfach mit Serubbabel in seiner Verantwortlichkeit als Tempelbauer vereinfachend gleichzusetzen. Herausfordernd bleibt nichtsdestoweniger Floyds Querdenken, das hermeneutische Grundfragen thematisiert. Seine Aussage, dass die These zur unerfüllten Prophetie die säkulare Variante zu einem traditionell, christlichen Antijudaismus sei, provoziert und fordert zum Nachdenken heraus.

Wer sich also mit dieser literaturwissenschaftlichen Theorie oder hermeneutischen Fragen beschäftigen will, sollte diesen Sammelband in die Hand nehmen. Insbesondere die Auslegung von prophetischen Texten kann durch den Ansatz an sich und durch beispielhafte Aufsätze bereichert werden. Nicht zuletzt Floyds grundsätzliche Auseinandersetzung mit einer hermeneutischen Voraussetzung ist sehr lesenswert. Auslegung und Auslegungsgeschichte ist eben immer eine Geschichte der Soziologie des Wissens.

Heiko Wenzel

Georg Fischer: *Jeremia 26–52*, Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament, Freiburg i. Br.: Herder, 2005, geb., 744 S., € 100,–

Georg Fischer, Professor für Altes Testament am Institut für Bibelwissenschaften und Historische Theologie der Universität Innsbruck, hat mit dem anzuzeigenden zweiten Teil seinen umfangreichen Jeremia-Kommentar abgeschlossen (Teil 1: 2005). Wie es die von Erich Zenger herausgegebene Reihe vorsieht, liegt ein Akzent der Kommentierung auf der synchronen Wahrnehmung der Botschaft des Buches in seiner vorgegebenen kanonischen Form. Hier liegt die Stärke dieses

Kommentars: „Wer nur Teile berücksichtigt, wird Jer nicht gerecht“ (S. 661). Dies sollte eigentlich selbstverständlich sein, ist es aber bekanntermaßen seit Duhms einflussreicher und tragischer literarkritischer Trennung von Prosa und Poesie sowie Biografie auf verschiedene Autoren längst nicht immer der Fall gewesen. Umso mehr ist die Rückkehr zu einer Wahrnehmung der literarischen Einheitlichkeit des Buches zu begrüßen. Für die Interpretation der Prosatexte schließt sich Fischer der Beobachtung von Lous Stulman an, wonach diese „ihre Umgebung deuten und strukturieren“ und ihnen deshalb die Funktion von „tragenden Säulen“ für den Aufbau des Buches zuzuweisen ist (Bd. 1, S. 83).

Die jeremianische Sprache sieht Fischer als eigenständig gegenüber allen anderen biblischen Büchern an. Sie lebt von Doppelungen und Wiederholungen: „Das Spiel mit Variationen ... enthüllt einerseits schöpferische Freiheit in der Gestaltung, andererseits das Bestreben nach präzisen und bewegendem Ausdruck“ (S. 661). Die umfangreichen stilistischen Übereinstimmungen mit deuteronomischen und deuteronomistischen Formulierungen sind für Fischer „nicht als Hinweise auf eine dt. Redaktion von Jer zu interpretieren, sondern Zeichen einer intensiven Auseinandersetzung damit“ (S. 662). Fischer beobachtet dabei eine erstaunliche Fülle an einmaligen Wendungen und Wörtern: „Dieses Ringen um angemessenen, neuen Ausdruck, in Abhebung von gängigen Formulierungen, hält bis zum Ende des Buches an“ (S. 662).

Die erheblichen textlichen Abweichungen zwischen dem masoretischen Text und der Septuaginta, die viele an verschiedene Buchausgaben denken lassen, entscheidet Fischer zugunsten des masoretischen Textes. Ihm gebühre der Vorrang, einschließlich seiner Anordnung und des Umfangs: „Gegenüber der LXX stellt er den reichhaltigeren, komplexeren, theologisch stärker herausfordernden Text dar“ (S. 660).

Die Entstehung des Jeremiabuches denkt sich Fischer in der ausgehenden Perseerzeit oder sehr kurz danach. Der Hauptgrund für diese Ansetzung ist die Beobachtung, dass das Buch selbst die Kenntnis vieler anderer biblischer Bücher voraussetzt. „Sowohl innerjeremianische Bezüge als auch vielfache enge Berührungen mit anderen biblischen Büchern zeigen sich von Anfang bis zum Ende über ganz Jer hinweg“ (Bd. 1, S. 73). Die Verarbeitung dieser Bücher hat in einer „ungeheuren literarischen Leistung“ zu dem Werk beigetragen. Das Buch Jeremia „ist zu begreifen als schriftstellerische Arbeit. Ein Werk von solcher Dichte, Genauigkeit in den Übernahmen und Vielfalt der Bezüge kann kaum anders denn als literarische Schöpfung entstanden sein.“ Den Angaben zur Buchentstehung in Jer 36 misst er nur eine geringe historische Bedeutung zu. Die Frage nach der Echtheit von Jeremiatexten lässt sich für Fischer „unter diesem Gesichtspunkt nicht positiv entscheiden“ (Bd. 1, S. 74). Es stellt sich die Frage, ob diese späte Datierung, in der er Carroll folgt, und die Art des Buchschaffens mit vielen Büchern auf dem Schreibtisch nicht eher aus der „Nach-Gutenberg-Zeit“ in die alte

Zeit projiziert wurde und die Intertextualität sich nicht auch anders und besser erklären lässt.

Für Fischer, dessen Habilitationsschrift sich mit Jer 30f befasst hatte (Das Trostbüchlein. Text, Komposition und Theologie von Jer. 30f., SBB 26, Stuttgart 1993), sind diese Kapitel theologisch bedeutsam; als programmatische Mitte liest er Kapitel 25. Darin sind die Zeit des babylonischen Gerichts als Folge des Nicht-Hörens thematisiert, aber neben dem Aufstieg auch der Fall Babylons und die Hoffnung auf eine Zukunft für das Volk danach. Fischer erkennt eine Zweiteilung des Buches, Jer 1–25 und 26–52, die sich weiter untergliedert: Kapitel 1 / 2–6 / 7–10 / 11–20 / 21–24 und Kapitel 26–35 / 36–45 / 46–51 / 52.

Der Kommentar enthält neben eigener Übersetzung und ausführlicher Kommentierung sechs Exkurse (Deutung von Jer 31,22; Neuer Bund; Sklavenbefreiung; Rechabiter; Jeremia in Ägypten; Jer 52 als Modellfall für den Text von Jer), ein ausführliches Bibelstellenregister und verschiedene Karten und Listen zur Geografie. Er zeichnet sich aus durch zahlreiche Beobachtungen zu innerjeremianischen thematischen Bezügen und zur Intertextualität mit anderen biblischen Büchern. Das macht ihn sehr empfehlenswert, auch wenn der Rezensent in den Datierungsfragen zu anderen Schlussfolgerungen kommt.

Herbert H. Klement

Klaus Koch: *Daniel 1–4*, BK.AT 22,1, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 2005, geb., VIII+463 S., € 109,-

Klaus Koch, emeritierter Professor für Altes Testament und altorientalische Religionsgeschichte, legt den ersten Teil seines Kommentars zu Daniel vor. Das Werk fasst die ersten sechs Teillieferungen zusammen, deren erste bereits 1986 erschien. An den künftigen Lieferungen wird, so das Vorwort, M. Rösel als Mit-herausgeber beteiligt sein.

Dem gewohnten Aufbau von BK.AT folgend beginnt jedes der fünf großen Kapitel des Buches (1,1–21; 2,1–49; 3,1–30; 3,24–91^A, die apokryphen Lieder im Feuerofen; 3,31–4,24) mit einer sorgfältigen Analyse des Textes und seiner Überlieferungsgeschichte. Hierbei erweist sich der Autor als außerordentlich kenntnisreich, die Analysen sind detailliert und ausführlich. Für Dan 4 wird eine breite Diskussion der großen Unterschiede zwischen dem masoretischen Text und der Septuaginta geboten. Es folgen in jedem Kapitel Ausführungen zur Form des Textes. Koch beginnt jeweils mit einer Diskussion der Abgrenzung der einzelnen literarischen Einheiten und einer ausführlichen textlinguistischen Analyse. Hierbei legt er großen Wert auf die Erzählstruktur und Komposition des Textes, ebenso wird die Diskussion um die literarische Einheit des jeweiligen Abschnittes dargestellt. Zu jedem Text werden die Fragen nach einer Redaktion und nach